

Die Familie

Die Rümkers, die Familie meiner Mutter, zogen mich an, weil sie die Landwirtschaft mit vielen schönggeistigen Interessen in Kunst, Musik und Literatur verbanden. Die Beymes waren tüchtige Landwirte und führten ihre Betriebe modern, rentabel und betriebswirtschaftlich, ohne aristokratischen Schnickschnack, wie viele unserer Nachbarn im „Königreich Richthofen“, das uns umgab. Aber die Beymes waren kulturell „dröge“. „Volk ohne Buch“ gab es keineswegs nur in den Unterschichten. Wir kamen nahe an den Baltenwitz heran: „Fircks ist ein Bücherwurm“. „Wieso, er hat doch gar keine Bücher?“ „Aber er hat die Zeitschrift ‚Wild und Hund‘ abonniert“. Das könnte auch über meinen Vater gesagt worden sein. Bei uns standen in einem unzugänglichen Ungetüm von Bücherschrank nur ein paar Bücher wie die Memoiren von Bismarck und Hindenburg und die Werke von Wilhelm Busch. Dass mein Vater engagiert in einem Buch las, erlebte ich nur bei Spenglers „Jahre der Entscheidung“. Er las es als Deutsch-Nationaler, der er trotz der kollektiven Überführung vom Stahlhelm in die SA geblieben war, als Buch einer latenten konservativen Opposition. Goebbels hat diese apokryphe Tendenz bei Spengler zu spät erkannt und sich später darüber geärgert, dass er gegen diese Publikation nicht eingeschritten sei. Erst nach dem Krieg in Niedersachsen kam es zu einem vorübergehenden literarischen Interesse. Mein Vater las aus „Rowohlt’s Rotationsromanen“ vor, weil es sonst nichts gab. Meine intellektuell begabte Mutter hatte ihr Vater aus Eigennutz nach dem Tod seiner Frau von der Schule genommen und nicht Abitur machen lassen, um sie seinen Haushalt führen zu lassen. Die Mutter hat sich immer nach Zeit fürs Lesen gesehnt. Als sie diese im Altersheim in Göttingen schließlich hatte, verschleuderte sie ihr Talent an Schriften der UFO-Sekte. Meine intellektuell begabteste Schwester Gisela hat diese

traurige Tradition auf ihre Weise fortgesetzt: sie las vor allem die Schriften ihrer Sekte, der Rosenkreuzer.

Die Beymes machten ihren sozialen Klimmzug durch Carl Friedrich Beyme, der unter König Friedrich Wilhelm III zum Kabinettsrat ernannt und geadelt wurde. Er erhielt die Güter Steglitz und Zehlendorf, die über seine Tochter an die Familie von Gerlach kamen. General von Wrangel kaufte es später, und seither hieß das Gutshaus in Steglitz – immerhin von David Gilly konzipiert und eine der wenigen Ikonen des frühen Klassizismus in Deutschland – „Wrangel-Schlösschen“. Das Haus war Mittelpunkt eines geselligen Lebens. Carl Friedrich pflegte vor allem Beziehungen zum Bürgertum, zu Künstlern und zu Juden. Er war liberal-konservativ und sehr rechtsstaatlich. Die großen Reformer – vor allem Stein – mochten ihn nicht besonders. Die bescheidene Herkunft bei starkem Gestaltungswillen wurde vom Altadel gelegentlich als „Parvenuismus und Opportunismus“ empfunden (W. v. Beyme 1987: 9). Die Steglitzer Bezirksverwaltung, die jetzt in dem Palais haust, hat sich inzwischen wohl historisch kundig über den Erzreaktionär Wrangel gemacht. Wrangel hat eine unrühmliche Rolle in der 48er Revolution gespielt. Seine Frau war 1848 von den Revolutionären als Geisel genommen worden. Sie drohten für den Fall des Einmarsches in Berlin gegen die Rebellen mit ihrer Tötung. Als Wrangels Truppen in die Stadt einrückten soll er seinem Adjutanten zugeflüstert haben: „Ob se ihr wohl schon abjemurkst haben?“ Sehr schrecklich scheint er dieses „*worst case scenario*“ nicht gefunden zu haben. Die Steglitzer Administration hat inzwischen an das Gebäude wieder die Benennung „Beyme-Schlösschen“ angebracht, was den Volksmund nicht hindert, weiter vom „Wrangelschlösschen“ zu sprechen.

Aufsteiger aus dem Bürgertum kamen mit den Königen meist besser zurecht als hochmütige Altadlige. Das galt auch für die letzten französischen Könige des Ancien Régimes und einige preußische Herrscher. König Friedrich Wilhelm III war geizig und Beymes Rechenhaftigkeit kam seinen Bedürfnissen entgegen. König Friedrich Wilhelm III kam mit Beyme, dem trockenen und ergebenen, aus dem Bürgertum aufgestiegenen Experten für rationale Staatsführung besser aus als mit den Aristo-

kraten wie Stein und Hardenberg, die er vielfach als arrogant und widerspenstig empfand. Sie hatten freilich auch originellere Ideen als Beyme, über den von Napoleon bis zu deutschen Geistesgrößen allerlei unliebenswürdige Äußerungen überliefert wurden. Aber Beyme war keineswegs so reaktionär, wie einige glaubten. Immerhin provozierte er mit Humboldt und Boyen zusammen durch liberale Haltung und Gegnerschaft zu den Karlsbader Beschlüssen seine Entlassung. Als sie erfolgte, war er tief betroffen – im Gegensatz zu Humboldt, der sich leichten Herzens auf sein Schloss zurückzog und seiner Wissenschaft lebte. Beyme – mit klingenden Titeln wie „Kabinettsrat“ und „Großkanzler“ versehen – musste vielfach undankbare Aufgaben übernehmen, etwa mit dem ersten Rektor der Universität Berlin, Fichte, um Finanzen und sein Gehalt zu feilschen (Gedenkschrift 1960: 28f, v. Beyme 2009: 207). Humboldt bekam für die Universitätsgründung die Ehre – Beyme hatte aber bereits seit 1807 beharrlich die Dreckarbeit gemacht, um nach dem Verlust der Landesuniversität Halle ein neues Universitätszentrum zu schaffen.

Die späte Nobilitierung – sowohl der Beymes als auch der Rümkers – ermöglichte, dass in der Familie ein bürgerlicher Habitus erhalten blieb. Nur mein Urgroßvater Rümker hatte Züge eines Bonvivants – nicht gänzlich ohne Folgen für sein verschuldetes Gut Kokoschken in Westpreußen. Einer meiner Altvordenen auf der mütterlichen Seite, der liberale Landrat und Pionier der wissenschaftlichen Pflanzenzüchtung, August Wilhelm Rimpau (1814-1892), lehnte den Adel sogar mit der unbotmäßigen Bemerkung ab, dass ihm ein alter bürgerlicher Name lieber sei als ein neuer adliger. Zu den Familienhistörchen gehört sein Ausspruch: „Ich tausche nur mit dem Fürsten von Stolberg-Wernigerode, sonst bleibe ich Rimpau“ (Die Rimpaus: 70). Selbst Carl Friedrich Beyme hatte diese Ehrung einmal zurückgewiesen und nahm sie erst an, als seine Karriere um 1816 im Niedergang begriffen war. Die Nobilitierung meiner Vorfahren galt vermutlich nicht nur ihrer unbestrittenen Tüchtigkeit. Sie war wohl auch ein Akt wilhelminischer Ostpolitik in Posen und Westpreußen, wo die beiden Familien ursprünglich ansässig waren. Mit den klingenden Grafen- und Fürstentiteln der polnischen Granden in der Nachbarschaft

konnten diese braven preußischen Landwirte freilich immer noch nicht konkurrieren. Aber sie wirtschafteten effektiver und gingen auch mal selbst in Gummistiefeln über den Hof, um nach dem Rechten zu sehen. Mein Großvater Gustav Beyme – obwohl auch er deutsch-national gesonnen war – hielt die preußische Anti-Polen-Politik für verhängnisvoll. Die schleichende Enteignung der polnischen Granden gedachte er eher kapitalistisch zu bewerkstelligen und schlug vor, die Spielbank Zoppot attraktiver und für den preußischen Fiskus profitabler zu gestalten, damit die polnischen Adligen ihre Liegenschaften nicht mehr in Monte Carlo verspielen mussten. Kaiser Wilhelm II hielt einmal Hof im Schloss zu Posen. Die Adligen der Provinz defilierten vor dem Herrscher. Bei meinem Großvater schnarrte der Kaiser: „Beyme, Sie sollen so tüchtig sein. Worin besteht denn Ihre Tüchtigkeit?“ Er antwortete nur trocken: „Im Steuerzahlen, Majestät.“ Die eher bürgerliche Lebensweise hinderte freilich die Aufsteiger in den Adel nicht, besonders konservativ zu sein. Wie schon ein anonym er Autor 1868 (Grundzüge 1868: 27) schrieb: „der ausgeprägte Junker...ist ein bürgerlicher Rittergutsbesitzer...so sehr konservativ, daß er die ‚liberale‘ Kreuzzeitung mit Bedauern ansieht...“

Als die kaiserliche Herrlichkeit 1918 zu Ende war, optierten die meisten Beymes im Posenschen für Polen, ohne ihr Deutschtum aufzugeben, so auch mein Großvater. Aber mein Vater hatte als engagierter Deutsch-Nationaler zunächst ohne Verantwortung für die „Liegenschaften“ für Deutschland votiert. 1922 starb sein Vater unerwartet früh und er hätte bei Fortdauer des Kaiserreichs als ältester Sohn „Majoratsherr“ auf einem halben Dutzend von Gütern mit schwer aussprechbaren polnischen Namen werden sollen, wie das damals noch pompös bei Fideikommissen hieß. Die Polen haben ihn als „ausländischen“ Erben nicht anerkannt. Aber der Bruder meines Großvaters, Heinrich, hatte seinen kranken Bruder schon vorher zum Verkauf und zur „Heimkehr ins Reich“ überredet. Die Familie konnte zu fairen Preisen verkaufen, und mein Vater half seinen fünf Geschwistern und seiner Mutter beim Erwerb von Landsitzen in Pommern und Schlesien. Für die Schwestern fielen dabei zum Teil allenfalls „Klitschen“ ab, keine Rittergüter. Wir kamen nach Schlesien in

fruchtbare Oderniederungen. Mein Vater hatte schon in Schleswig-Holstein einen Vertrag unterschrittsreif. Er nahm von ihm in dem Gefühl Abstand: „das ist mir zu westlich“ – ein verhängnisvoller Schritt. Das letzte Beymische Gut bei Gettorf in der Nähe von Kiel wurde von einem Vetter in die Pleite gewirtschaftet – ein Kunststück unter dem Grünen Plan Adenauers –, weil er zur Landwirtschaft gezwungen worden war. Er wäre lieber Ingenieur geworden. Anstatt sich um die Wirtschaft zu kümmern, reparierte er lieber Autos und Radios. So haben die Beymes heute paradoxer Weise nur noch einen Familienfriedhof in Gettorf bei Kiel, und der ist inzwischen bis auf die denkmalgeschätzten Großgräber aus dem 19. Jahrhundert weitgehend eingeebnet worden.

Die Äußerung meines Vaters „das ist mir zu westlich“ ist interpretationsbedürftig. In Schlesien war der Boden besser, und auch das reizte einen ökonomisch denkenden Landwirt. Aber es gab durchaus ein Prestige-Gefälle zwischen West und Ost schon damals. Mein Großvater Rümker (o.J.:220) aus Westpreußen hatte keine Vorbehalte gegen das westlichere Deutschland. Aber als seine Verlobte, Anna Rimpau aus der Gegend von Halberstadt, sondierte, wo man an der Seite eines Wissenschaftlers überall hinberufen werden könne, erklärte sie, dass sie überall gern mitginge, außer nach Breslau. Das war sehr ungerecht. Breslau war damals die sechstgrößte Stadt des Reiches mit einem reichen Kulturleben und einer schönen Umgebung. Ich habe bei der Verleihung der Ehrendoktorwürde an Rainer Lepsius in Halle in der gleichen Säulenhalle, in der mein Großvater einst seinen Habilitationsvortrag hielt, mit dieser Anekdote den Wandel der West-Ost-Koordinaten zu erläutern versucht. Meine Großmutter wollte damals nicht „aus dem Herzen des Reiches“ weg, wie sie sich ausdrückte. Heute ist Halle „Ostdeutschland“, auch wenn man mit alten Bezeichnungen wie „Mitteldeutsche Zeitung“ oder „Mitteldeutscher Rundfunk“ die Ostmarginalisierung der Region gern kaschiert.

Meine Mutter ist zwar als Tochter ihres Professorenvaters in Breslau geboren, fühlte sich aber auch eher als Mitteldeutsche im Geist ihrer Mutter aus der Rimpau-Sippe. Wie für ihre Mutter wurde auch für sie Schlesien ein Schicksal. Lange hatte sie ihrem Vater in Berlin den Haushalt

geführt, bis selbst die konservativen Brüder sie davon erlösten und zu einem Corpsbruder Mackensen auf einen Pachthof bei Edirne in der Türkei schickten. Dort lernte sie als Haustochter zufällig den Bruder von Alice Mackensen kennen, meinen Vater, der seine Verwandten besuchte. Nach der Heirat meiner Eltern 1933 hat sie den herunter gekommenen Hof, den mein Vater in Schlesien gekauft hatte, tatkräftig im häuslichen Bereich vorzeigbar gestaltet.

Ich selbst habe die Verachtung der Westbürger für das „preußische Sibirien“ verspürt. Nach der Zerstörung Kölns wurden viele Rheinländer bei uns einquartiert. Die „Kölschen“ wollten uns „Kultur“ bringen und veranstalteten Sketche auf der Wiese, damit in diesem Kuhdorf endlich etwas geschehe. Ich hatte in Lederhosen neben einer schmucken Kölnerin zu posieren und Dialoge über mich ergehen zu lassen wie diesen: „Is dat ihr Ernst?“ „Nee, dat is uns Kläus'sche, der hat nur vom Ernst de Bux an, s'is Kriech, mer müsse Punkte spare.“ Darin war keine hohe kulturelle Überlegenheit der Rheinländer erkennbar, aber immerhin eine vorsichtige Kritik an der Kriegswirtschaft mit ihrem Bezugsscheinsystem.

Von allen Verwandten hatte ich – außer zu „Tamarie“ (Tante Marie von Helden), welche die Rolle meiner früh verstorbenen mütterlichen Großmutter einnahm – das engste Verhältnis zu zwei Onkeln. Der Bruder meiner Mutter, Joachim, kam häufig zu seiner Schwester, die er „Thelein“ (von Dorothee abgeleitet) nannte. Nach dem Krieg trampelte ich gelegentlich zu seinem Wohnsitz Bad Godesberg. Abends nahm er sich Zeit und erklärte mir als 14-17jährigem den „Faust“. Ich konnte mich intellektuell mit dem wortgewaltigen Intellektuellen identifizieren – nicht jedoch politisch. Als ich einmal etwas Kritisches über die Freicorps sagte, in denen er – wie viele adlige arbeitslose Offiziere nach dem 1. Weltkrieg aktiv wurde – erklärte er „das Tischtuch für zerschnitten“. Es wurde später notdürftig wieder zusammen geflickt, aber die alte Nähe stellte sich zwischen uns nicht mehr ein. Es hat mich durchaus getroffen, dass er mich nicht zu seinem 80. Geburtstag in die Redoute in Godesberg einlud. Seine politischen Ansichten waren abenteuerlich. Ich hatte ihn schon damit gekränkt, dass ich mich weigerte, in sein Corps „Vandalia“ in Hei-

delberg einzutreten. Das Corpswesen überhöhte er magisch – bis zu der Schnapsidee, die ewigen Gerichtsprozesse zu minimieren, indem man alle Verbände, selbst die Gewerkschaften, dafür gewinnen sollte, Ehrenhändel vor Gericht zu vermeiden und die Bürger-Ehre wieder in Duellen herzustellen. Wenn ich über den militanten Patriarchalismus der türkischen Einwanderer schimpfen höre, denke ich schuldbewusst daran, wie ähnliche Ansichten auch bei uns noch herrschten – nur dass wir wenigstens keine Ehrenmorde mehr kannten. Joachim von Rümkers Schwager, Hans-Joachim von Merkatz – bei dem ich Parlamentsassistent werden sollte – war als Monarchist schon hinreichend „reaktionär“. Adenauer soll bei einem Besuch des Schahs in rheinischem Stolz vor Königsthronen seinen Minister vorgestellt haben: „Herr Schah, wir ham hier auch’n Monarschisten, dat is der Herr von Merkatz“. Der Übersetzer hat die Bemerkung sicher abgemildert. Selbst „Mirko“ – wie wir den angeheirateten Onkel nannten – konnte mit Onkel Jochens politischen Ansichten auch nichts anfangen. Sein Rat: „Politik musst Du im Gespräch mit ihm schlicht ausklammern“.

Ganz das Gegenteil war der Bruder meines Vaters Helmut. Er war trotz schwerer Behinderung durch Kinderlähmung ein Ausbund an Fröhlichkeit und Unkompliziertheit. In der DDR wurde er „Kunkelfritzchen“ genannt, weil er immer alles besorgen konnte und in auswegsloser Lage stets einen Rat wusste. Der Gipfel seiner Kombinationsfähigkeit wurde erreicht, als die Volkspolizei mich an der Grenze filzte, da ich kaum Westgeld in der Tasche hatte. Stattdessen hatte ich 800 Ostmark schwarz umgetauscht, weil ich mir die gute „Practica“ als Fotoapparat kaufen wollte. Die Leibesvisitation ging bis aufs Ausziehen der Hose, aber dass ich die Schätze lose in der Hosentasche trug – um sie notfalls rasch abstoßen zu können – auf diese Idee kamen die versierten Filzer nicht. „Wovon wollen Sie denn in der DDR leben?“ fragte ein VoPo. „Mein Onkel wohnt 20 km hinter der Grenze – der gibt mir Geld“. Die Grenzer riefen beim Onkel an: „Erwarten Sie Besuch?“ Ich hatte den Onkel nicht informiert, und trotzdem kombinierte er richtig: „Ja“. „Wer denn?“ „Mein Neffe wollte kommen“. „Welcher Neffe?“ Blitzschnell checkte er im Hirn,

welcher seiner zahlreichen Neffen verrückte Ostreisen machte – und sagte „Klaus“. „Gut, Sie dürfen zu Ihrem Onkel fahren“ – was ich dann auch tat. Das letzte Mal habe ich ihn gesehen, als er uns in Tübingen besuchte. Ich fuhr mit ihm auf der Schwäbischen Alb herum – Klein-Katharina saß hinten im Auto. Um dem Behinderten das Einsteigen zu erleichtern, musste ich auf einer Burg eine Runde drehen. Klein-Katharina missverstand diesen Start und schrie: „Vater – Dein Onkel!“ und hatte Angst, ich könnte ihn dort sitzen lassen.

Im Vergleich zu unseren uradligen Nachbarn schienen wir recht erdnah, weil die Eltern alles andere als „*absentee lords*“ waren. Wir waren eher das, was abschätzig „Krautjunker“ genannt wurde. Dass wir Kinder barfuss über die Stoppelfelder rannten, haben diese „feinen“ Nachbarn in ihren Kutschen mit Gummirädern – damals für mich der Inbegriff des Schicks – naserümpfend gesehen, wenn sie uns herablassend anboten, uns zu unserem Ziel im Nachbardorf zur Schule mitzunehmen. Der bürgerliche Habitus führte zu marktwirtschaftlicher Rechnungsführung, ohne Altlasten eines „Rentamtes“ für Landarbeiter im Ruhestand, weil dieses Gut keine Tradition als unabhängiges Latifundium besaß. Es gab keine überflüssigen Statussymbole, außer dem obligatorischen Schild unter jedem Pferdewagen oder Treckeranhänger „Rittergut Förstchen“ (in Polen wörtlich übersetzt als: „Lasek – kleiner Wald“). Man betrieb die Gutswirtschaft nicht nach „Gutsherrenart“, sondern mit persönlichem Einsatz und wirtschaftlichem Augenmaß und war sich nicht zu fein, mit Gummistiefeln über den Hof zu gehen. Mein Vater galt als der einzige Grundbesitzer in der Gegend, der nicht nur keine Riesenschulden hatte, sondern sogar pro Jahr ein Plus von 10 000 Reichsmark erwirtschaftete – was einem heute nicht eben viel erscheint, aber damals als exorbitant galt, wenn man die Verschuldung der meisten Rittergüter betrachtete. Er investierte in Technik und baute eine Darre, um das Getreide zu trocknen und das Verfaulen der Ernte bei starkem Regen zu verhindern. Andere Landwirte kamen von weit her, um das Wunderwerk zu bestaunen. Heute sind nur noch die Grundsockel übrig. Niemand wusste in dem späteren sozialistischen Staatsgut in Polen damit umzugehen. Zur Hebung der

Viehwirtschaft hatte mein Vater bei Landeck im Glatzer Schneegebirge einen Bauernhof gepachtet. Wir nannten ihn übertreibend „die Alm“. Jeden Sommer wurden die Kühe dorthin verfrachtet. Ich habe gute Erinnerungen an „die Alm“, auf der mein Vater in einem angestauten Bach seine Kneipp-Kuren mit uns exerzierte.

Bruchstücke der Erinnerung eines
Sozialwissenschaftlers

von Beyme, K.

2016, VI, 236 S. 12 Abb., Hardcover

ISBN: 978-3-658-10983-7